

## Vorwort

Die Erzählung umfasst im Wesentlichen die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts. In dieser Zeit gab es zunächst Vieles, über das nicht oder nur selten gesprochen wurde, erst recht nicht öffentlich. Dazu zählten Erlebnisse im Krieg, in der Gefangenschaft, im Lager. Auch über die eigene Rolle in der Herrschaft des Nationalsozialismus schwieg man. Über Sexualität und Erotik zu sprechen, fiel manchen selbst in der Arztpraxis schwer.

In den sechziger Jahren begann eine neue Offenheit. Jugendliche fragten ihre Eltern nach deren Verantwortung im Dritten Reich. Und auch das Sprechen und Schreiben über Sexualität und Erotik wurde freier, zunächst zögerlich, dann zunehmend. Es geschah in Aufklärungsbroschüren, in Zeitschriften, in der Belletristik, im Kino und im Theater. Manches jedoch blieb noch lange unausgesprochen, besonders, wenn es um Scham, Schuld und Macht ging.

Die siebziger Jahre brachten den Bruch. Was zuvor verborgen war, kam nun zur Sprache: „sexuelle Revolution“, „antiautoritäre Erziehung“, „Entkriminalisierung“. Doch wo alles erlaubt schien, wurde nicht immer das Unsagbare gesehen – der Missbrauch von Macht, der sexuelle Missbrauch im Privaten, in Heimen, im Sport, in den Kirchen. Macht auf der einen Seite hieß oft Sprachlosigkeit auf der anderen Seite.

Erst die achtziger und neunziger Jahre schufen allmählich ein Bewusstsein von den Abgründen des sexuellen Missbrauchs von Kindern und Jugendlichen, oft im vertrauten, sogar im familiären Umfeld. Es war ein mühsamer, schmerzlicher Prozess – für die Gesellschaft und erst recht für die Betroffenen.

Dieser Roman erzählt keine Zeitgeschichte im engeren Sinn. Er folgt den Spuren einer Familie durch fünf Jahrzehnte – von Nachkriegsjahren und wirtschaftlichem Aufstieg bis zum Beginn des neuen Jahrtausends. *Verschwiegen* handelt vom Schweigen, kaum vom Aussprechen, aber eben doch auch.

Natürlich ist die Erzählung erfunden. Rahmenbedingungen, Namen, Ereignisse sind zufällig gewählt und ohne Bezug zu konkreten Personen. Wer – wie der Verfasser – über 40 Jahre in einem sozialen Beruf tätig war, kann sich dem Thema nicht entziehen. Insofern darf auch von Authentizität die Rede sein.

Januar 2026

Hermann Vortmann

# Paul und Monika

1942

Paul Wanger war wortkarg, schon als Kind. Er mochte Musik. Sein Vater hatte ihm beigebracht, auf dem Kamm zu blasen, später schenkte er ihm eine Mundharmonika. Paul hörte seine Mutter Küchenlieder singen und versuchte, sie zu begleiten. Es gelang ihm schnell, er war begabt.

Als Erwachsener spielte Paul in seiner Freizeit in der Feuerwehrkapelle Trompete. Auch die Fronleichnamsprozession und die Wallfahrt nach Neviges begleitete er mit einigen anderen Männern, die Posaunen oder Tuba spielten: „Deinem Heiland, deinem Lehrer“ und „Kommt, Cherubim, hernieder“.

Er arbeitete in seiner Heimatstadt in einer kleinen Sattler- und Polsterer-Werkstatt. Die Kunden bestellten neue Bezüge und Polster für ihre Sitzmöbel, Halfter, Zügel und Geschirre aller Art für ihre Pferde. Auch Hundeleinen, Halsungen und Riemen waren gefragt.

Nach Kriegsausbruch wurde Paul Soldat. Er musste zunächst nicht an die Front, sondern landete in der Verwaltung. Er hatte mit Organisation, Marschbefehlen, Listen, Namen, Zahlen – auch „Verlustmeldungen“ – zu tun. Paul fühlte sich hier sicher. Er hätte zwar lieber in einer Werkstatt gearbeitet, aber nach seiner Einarbeitungszeit spürte er die Vorteile der Verwaltungsarbeit: Schutz vor Regen, Kälte und Sonne, kaum Gefahren durch Kämpfe und Kämpfer wie an der Front. Andere Soldaten schrieben Abschiedsbriefe, für alle Fälle. Paul nicht. Der Krieg war ihm noch nicht zu nahe gekommen.

*20. August 1942*

Es ist Sommer. Paul ist seit Februar, seit seine Tochter geboren wurde, nicht mehr zu Hause gewesen. Als Obergefreiter der Wehrmacht arbeitet er in der Abteilung I – Verwaltung – der Flugzeugführer-

schule C5 in Neubrandenburg; zwei Zimmer, Gemeinschaftstoilette auf dem Flur. Auf seinem Schreibtisch stapeln sich Schreibmaschinenpapier, Durchschläge, Formulare, Anträge von Soldaten und Schreiben von vorgesetzten Stellen. Es geht um die Ausbildung von Piloten der Luftwaffe, um Personalangelegenheiten wie Abstellungen, Versetzungen, auch um Totenscheine.

Die Fenster sind geöffnet, weil die Sonne die Baracken aufheizt. Soeben waren die Kameraden bei ihm gewesen. Sie hatten ihm zum 26. Geburtstag gratuliert, dem letzten seines Lebens. Sogar ein Buchgeschenk gab es von ihnen: *Lustiges Volk – Ein heiteres Geschichtenbuch* aus dem Bertelsmann-Verlag. Als Paul mit seiner Mundharmonika „Viel Glück und viel Segen“ anspielte, fielen sie ein.

Auch von seiner Monika ist ein Brief mit Glückwünschen gekommen. Pauls Antworten sind meistens knapp, so auch heute: „Vielen Dank! Grüße aus Mecklenburg. Es geht mir gut. Die Sonne scheint kräftig. Es ist viel zu tun. Küsse für Dich und die Kleine.“

Paul sieht seine Tochter Luise einmal, für wenige Tage. Rote Haut, geschlossene Augen, kaum Haare. Er legt ihre Hand auf seinen Handteller und schaut den kleinen Menschen lange an. Als er geht, schläft Luise.

### 15. September 1942

Im September wird er nach Osten versetzt, auf einen Flugplatz bei Poltawa in der Ukraine, den die Wehrmacht bereits ein Jahr zuvor erobert hatte. Seine Briefe nach Hause werden seltener.

Im Dezember kommt ein Feldpostbrief von Monika zu ihr zurück. *Empfänger nicht mehr bei der Truppe*. Sie weiß, was das heißt: Sie hat keinen Mann mehr und Luise keinen Vater. Sie weint, wenn sie ihr Kind füttert.

Im Januar 1943 kommt ein weiterer Brief:

„... In aufrichtigem Mitgefühl übermittle ich Ihnen die traurige

Nachricht, dass Ihr Ehemann, der Obergefreite Paul Wanger, am 29. Oktober 1942 auf dem Feldflugplatz Poltawa infolge eines feindlichen Fliegerangriffs gefallen ist. Der Tod trat sofort ein. ...“

# Monika und Luise

1943–1957

Monika bleibt mit dem Kind allein. Ihr Bruder Thomas hilft, wo er kann. Mal bringt er einen Beutel mit Kartoffeln, mal etwas Gemüse aus dem Garten, ein anderes Mal einen Eimer voll Briketts. „Kommt ihr klar?“ fragt er. Am Ende des Krieges und in der ersten Nachkriegszeit leiden er und seine Familie selbst Mangel. Monika nickt.

Nach dem Krieg zieht sie mit Luise nach Herne. Sie mietet einen alten Kiosk, „Klumpkesbude“ nennen sie das im Ruhrgebiet. Dort verkauft sie Lakritz, Bonbons, Zigaretten, Zeitungen und Zeitschriften. Im Winter sind die Scheiben beschlagen, der Ofen raucht. Das Geschäft läuft zäh. Geld ist bei vielen knapp. Es reicht kaum zum Leben. Die Schuhe werden geflickt, die Jacken sind zu groß oder zu klein. Aus Vaters Winterjacke macht eine Schneiderin einen Mantel für ein Kind. Monika geht es nicht besser als ihren Kunden. Aber sie kommt durch und mit ihr Luise. Manchmal kommt jemand nur in den Kiosk, um zu reden. Monika hört geduldig zu, sagt selbst wenig. Sie ist freundlich zu ihren Kunden, auch zu den Kindern, die nur für fünf oder zehn Pfennig eine kleine Süßigkeit kaufen.

Luise schließt mit 14 Jahren die Volksschule ab. Eine Lehrstelle in einem Kaufhaus in der Herner Innenstadt bietet sich an. Lehrstellen sind in diesen Jahren knapp, so ist Monika froh, dass Luise hier zugreift. Zeugnisse und Auftritt in einem Vorstellungsgespräch überzeugen den Personalleiter.

Drei Etagen hat das Warenhaus, verbunden durch einen Fahrstuhl, der von einem einarmigen Veteranen bedient wird. Was es dort zu kaufen gibt, ruft er auf jeder Etage aus: „Damenkleidung“, „Spielwaren“, „Sportartikel“.

Mitte der fünfziger Jahre wird das Leben so ein wenig leichter. Monikas Einnahmen steigen. Auch Luisés kleines Einkommen

trägt dazu bei. Es reicht für einen Plattenspieler – ein langgehegter Wunsch. „Weißer Holunder blüht wieder im Garten“ und „Eine weiße Hochzeitskutsche“ hören sie sonntags, wenn der Kiosk geschlossen ist.

Luise wird größer, feingliedrig, hat schmale Schultern und dunkle Haare. Zu anderen ist sie zurückhaltend und freundlich, wie die Mutter. Für Musik aber kann sie sich begeistern. Wenn die beiden Schallplatten hören, tanzt Luise im Rhythmus der Musik durch die kleine Wohnung. Monika schaut ihr lächelnd zu.

Luise beginnt am 1. April 1956 die Ausbildung zur Verkäuferin in der Spielwarenabteilung. Der Arbeitsalltag belegt sechs Tage der Woche. Zu Kunden und Kolleginnen ist sie freundlich, höflich, ruhig. Die Abteilungsleiterin lobt sie. Einmal in der Woche fährt sie mit dem Bus zur Berufsschule.

### *Anfang 1957*

In den ersten Wochen des Jahres 1957 fühlt Monika sich zunehmend schwächer. Sie schwitzt nachts, verliert an Gewicht. Als sie eine Geschwulst in der Brust fühlt, geht sie zum Arzt. Die Diagnose kommt schnell: Brustkrebs. Es folgen Krankenhaus, Operation, Metastasen, Bestrahlung – dann ist nichts mehr zu tun. „Austherapiert“, sagt der Arzt im St.-Anna-Krankenhaus. Sie wird nach Hause entlassen, mit der Aussicht, noch ein halbes Jahr zu leben. Der Knappschaftsarzt aus der Zechensiedlung wird sie regelmäßig besuchen.

In ihren letzten Monaten macht sie sich Sorgen um Luise. Sie spricht kaum darüber. Einmal sagt sie: „Wenn ich dich nicht hätte!“ Als ihr Bruder Thomas sie wieder einmal besucht, bittet sie ihn, sich um Luise zu kümmern. Der zögert und fragt: „Was sagt Luise dazu?“. Luise weigert sich. „Ich bleibe hier“, sagt sie. „Wenn ich tot bin, kannst du nicht bleiben“, mahnt die Mutter sie. Luise zuckt mit den Schultern, sagt: „Das schaff ich schon.“

Sie kocht, putzt, räumt auf, stellt den Wecker, geht pünktlich zur

Arbeit. Wenn der Arzt nach Monika gesehen hat, löst sie sein Rezept in der Apotheke ein. Es sind überwiegend Verordnungen von Schmerzmitteln. Die Mutter schläft viel. An einem Montagmorgen wacht sie nicht mehr auf. Es gibt kein Vermögen, die Rücklagen aus dem Geschäft mit dem Kiosk sind aufgezehrt. Ein Testament ist ohnehin nicht vorhanden. Um die Beerdigung und alle Formalitäten kümmert sich Thomas. Er wird auch vom Gericht zum Vormund für Luise bestellt.

Thomas versucht nun, eine Bleibe für Luise zu finden. Sie ist fünfzehn Jahre alt, noch fast sechs Jahre bis zur Volljährigkeit. In der Verwandtschaft will sie niemand. „Wir haben selbst genug Sorgen“, sagt eine Tante. Ein Onkel schreibt, er habe keinen Platz. Nur eine, Pauls Schwester, Studienrätin an der Sophie-Barat-Schule, ein Gymnasium des SacréCœurOrdens in Hamburg, meldet sich. Sie schreibt: „Wir beten für Luise. Und wir nehmen sie auf.“

Mit dem Ausbildungsbetrieb und der Berufsschule wird eine Unterbrechung der Lehre für einige Wochen vereinbart. Dann nimmt eine junge Novizin des Ordens, die nach einem Heimaturlaub von Bochum nach Hamburg reist, Luise mit. Luise wird herzlich empfangen. Sie ruht sich aus, nimmt an den Gottesdiensten, Stundenbeten und Mahlzeiten teil. Der verlässliche Rhythmus tut ihr gut.

# Luise und Alfred

1960

Die Lehre ist erfolgreich beendet. Nun arbeitet Luise als Verkäuferin. Schon bald fragt sie sich, ob sie das über Jahre und vielleicht sogar Jahrzehnte ausfüllen wird. Sie ist ehrgeizig und schnell ist ihr klar: Sie will mehr als im kleinen Rahmen Tag für Tag die gleichen Artikel zu verkaufen. Sie will sich weiterbilden. Das setzt voraus, dass sie ein Ziel hat: In welche Richtung soll ihr beruflicher Weg weitergehen? Welche Weiterbildung gibt es in erreichbarer Nähe? Sie spricht mit ihrer Abteilungsleiterin, mit dem Betriebsrat, mit der Berufsberatung. In der Berufsschule haben ihr Fächer gefallen, in denen es um Handel, Wirtschaft und Buchhaltung ging.

In einer Anzeige in der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung*, kurz: *WAZ*, liest sie von einem Vorbereitungskurs für die Prüfung zur Einzelhandelskauffrau, angeboten von der Industrie- und Handelskammer in Bochum. Das, so denkt sie, könnte etwas für sie sein. Sie beschließt, sich kündigt zu machen.

Die Sachbearbeiterin in der Berufsberatung des Arbeitsamtes informiert sie über Inhalte, zeitlichen Aufwand und Erfolgsaussichten. Zum Schluss des Gesprächs rät sie Luise, sich anzumelden.

Nun steht noch ein Gespräch mit ihrem Onkel Thomas aus, schließlich ist sie noch nicht erwachsen. Thomas hat keine Einwände. Er findet ihre Überlegungen vernünftig und rät ihr zu.

## *Spätsommer 1960*

Luise hat sich telefonisch bei der Industrie- und Handelskammer nach den Möglichkeiten und dem Verfahren einer Anmeldung erkundigt. Das Gebäude liegt nur wenige Gehminuten vom Bochumer Hauptbahnhof entfernt, ein wuchtiger Nachkriegsbau mit grauen Steinplatten an der Fassade. Eine Straßenbahn fährt vorbei, wäh-

rend Luise durch die Drehtür tritt. Drinnen riecht es nach Zigarettenrauch.

An der Wand hängt ein großes schwarzes Brett mit Stecknadeln und vergilbten Aushängen: „Kaufmännische Fortbildungskurse 1960/61“, „Prüfungstermine“, „Hinweise für Lehrlinge“. Einige Männer stehen davor, während sie über eine Umschulung diskutieren.

Luise geht zum Auskunftsschalter. Hinter einer Glasscheibe sitzt eine Dame mit kurzen grauen Haaren und strengem Blick.

„Womit kann ich Ihnen helfen?“ fragt sie.

„Ich möchte mich für den Vorbereitungskurs für die Prüfung zur Einzelhandelskauffrau anmelden,“ sagt Luise.

Nun hebt die Frau den Kopf, mustert sie kurz und nickt.

„Der Abendkurs? Zwei Abende die Woche, montags und donnerstags. Sie brauchen das Anmeldeformular aus Raum 12. Haben Sie ein Zeugnis von Ihrem Lehrbetrieb?“

Luise reicht ihr eine Mappe über den Tresen. Die Dame blättert durch die Papiere.

Jetzt wirkt sie freundlicher. „Das ist in Ordnung. Sie haben ja bereits einige Jahre Berufserfahrung – das wird Ihnen helfen. Die Anforderungen sind gestiegen in letzter Zeit.“

Luise lächelt: „Das schreckt mich nicht!“

„Gehen Sie bitte den Flur links entlang, zweite Tür. Dort bekommen Sie das Formular und weitere Hinweise.“

Luise bedankt sich und geht durch den schmalen Flur. Er ist mit Linoleum ausgelegt. Aus Raum 12 dringt das Klappern zweier Schreibmaschinen; zwei junge Angestellte sitzen an schmalen Metalltischen.

Eine von ihnen, blond, freundlich, Mitte zwanzig, schaut auf: „Sie möchten sich anmelden?“

Luise nickt und setzt sich. Die junge Frau reicht ihr ein Formular mit dünnem Durchschlagpapier.

„Bitte hier – Name, Anschrift, Arbeitgeber. Und ob Sie die Prüfung im nächsten Jahr ablegen möchten. Das Kursmaterial bekommen Sie am ersten Abend.“

Während Luise schreibt, sagt die Angestellte: „Es kommen viele Frauen wie Sie. Die möchten weiterkommen oder einfach etwas Neues lernen. – Gut, dass Sie das machen.“

Luise lächelt. „Ich wollte immer ein bisschen mehr wissen. Im Kaufhaus habe ich viel gelernt, aber ...“ Sie bricht ab.

„Dann sind Sie hier richtig.“ Die junge Frau nimmt das Formular entgegen, stempelt es, tackert es zusammen.

„Hier ist die Bestätigung. Der Kurs beginnt am Montag der übernächsten Woche. Raum 304. Es kann voll werden – seien Sie ruhig etwas früher da.“

Luise steckt die Papiere sorgfältig in ihre Tasche. „Vielen Dank.“

Wieder draußen hört sie den Verkehrslärm der Bochumer Innenstadt. Passanten eilen Richtung Bahnhof. Luise bleibt einen Moment stehen. Sie ist aufgeregt; sie hat sich entschieden und etwas Wichtiges selbständig auf den Weg gebracht. Es ist, als öffne sich in ihrem ordentlichen und geregelten Alltag eine neue Tür.

Sie geht zur Haltestelle und fährt nach Hause.

### *12. September 1960, abends*

Es ist kurz vor halb sieben, als Luise die Treppen im Gebäude der IHK hinaufsteigt. Die Tür zu Raum 304 steht offen. Drinnen leuchten einige Neonröhren. Einfache Holztische stehen in vier Reihen, vorne eine große grüne Wandtafel, daneben ein schmales Lehrerpult. Etwa zwanzig Teilnehmer haben schon Platz genommen: junge Verkäuferinnen im Kostüm, Männer in Arbeitskleidung, zwei ältere Herren im Anzug. Eine Mischung aus Nervosität und Erwartung nimmt Luise wahr, auch bei sich.

Sie setzt sich an einen freien Tisch am Rand, legt Block und Bleistift zurecht. Ihre Hände zittern ein wenig.